

«Ich war kein sehr braver Schüler»

**Interview S.D. Fürst Hans-Adam von und zu Liechtenstein
mit Chefredaktor Heinz Zöchbauer
für die Staatsfeiertags-Ausgabe 2009
des Liechtensteiner Volksblattes**

13. August 2009

Durchlaucht, das Motto der diesjährigen «Volksblatt»-Staatsfeiertagsbeilage lautet «Liechtenstein im Wandel der Zeit». Wie haben Sie die Nachkriegszeit in Liechtenstein erlebt?

Für uns Kinder war es eine sehr interessante Zeit. Das Schloss und seine Nebengebäude waren bewohnt mit Verwandten und Bekannten und ihren Familien, die nach Kriegsende aus Osteuropa geflüchtet waren. Als Kind hat man auf diese Weise viel vom Lebensweg dieser Flüchtlinge mitbekommen. Wir haben damals in der Familie intensiv über Politik diskutiert, mit den unterschiedlichsten Meinungen natürlich. Es war eine Art Geschichtsunterricht, der einen auch geprägt hat.

Sie sind als Kind in Vaduz in die Schule gegangen. Haben Sie damals etwas von den Nachwirkungen des zweiten Weltkriegs mitbekommen?

Ja. Es gab bei uns in der Klasse Schüler, deren Eltern den Zweiten Weltkrieg mitgemacht haben. Es gab auch einige Juden, die sich in Liechtenstein niederliessen. Ausserdem war Vorarlberg französische Besatzungszone.

Es war ja schon damals klar, dass Sie irgendwann das Staatsoberhaupt werden würden. Wurden Sie angesichts dieses Umstands in der Schule privilegiert behandelt?

Nein. Meine Eltern haben grossen Wert darauf gelegt, dass meine Geschwister und ich genau gleich behandelt werden wie alle anderen Schulkinder. Ich war, glaube ich, kein sehr braver Schüler und habe gleich in der ersten Klasse Volksschule meine erste «Tatze» bekommen; das heisst, ein Schlag mit dem Stock auf die ausgestreckten Hände. Diese Strafe war bei uns Buben sehr viel beliebter als irgendeine Strafaufgabe, denn man konnte seine Tapferkeit beweisen, indem man keine Miene verzog und musste nicht in der Freizeit irgendwelche Strafaufgaben schreiben.

Gibt es einen Lehrer, der Sie in der Volksschulzeit besonders geprägt hat?

Das war der von mir hoch verehrte Lehrer David Beck, der in mir das Interesse für Archäologie geweckt hat. Er hat mir auch die erste «Tatze» verpasst. Er war ein Pionier der archäologischen Forschung in Liechtenstein, und es wurde ihm dafür später der Ehrendoktor einer Universität verliehen.

Welche Beziehung hatten Sie zu Ihren Wurzeln in Wien?

Für uns Kinder war Liechtenstein natürlich die Heimat. Anfang der 50er-Jahre sind wir anlässlich der goldenen Hochzeit meiner Grosseltern zum ersten Mal nach Wien gefahren. Wir sind über Nacht mit dem Zug gefahren, das hat damals sehr lange gedauert, an jeder Zonen-grenze gab es zudem Kontrollen. Im ersten Bezirk waren alle damaligen Grossmächte ver-treten. Amerikanische, englische, französische und russische Soldaten sassen alle zusammen in einem Jeep. Für uns Kinder war es faszinierend, die Soldaten zu sehen. Doch Wien bot als zerbombte Stadt auch einen traurigen Eindruck.

Sie sind später in die österreichische Hauptstadt zurückgekehrt und haben dort das Gymnasium besucht. War das eine Art Heimatverlust für Sie?

Als mein Bruder Philipp und ich 1956 aufs Gymnasium geschickt wurden, waren die alliierten Truppen gerade abgezogen. Wir wären lieber in Liechtenstein in die Schule gegangen, hier hatten wir unsere Freunde. Wien war für uns eine fremde Stadt.

Inwiefern war Ihnen in Ihrer Kindheit bewusst, welche gewichtige Rolle Sie später spielen würden?

Wenn man auf einem Bauernhof gross gezogen und von einem erwartet wird, dass man diesen Bauernhof übernimmt, dann wächst man in diese Rolle hinein. Anfang der 50er-Jahre gab es in Liechtenstein noch eine eher traditionelle Wirtschaft. Es gab viele kleine Betriebe, die von Generation zu Generation weitergegeben wurden. So hatte eigentlich jeder schon seine vorgezeichnete Aufgabe, so auch ich. Meine Brüder haben damals gefunden, dass das Fürstsein ein langweiliger Job ist. Der eine wollte Chauffeur werden, damals waren Autos natürlich deutlich interessanter als irgendwelche Hände zu schütteln oder Akten durchzulesen (lacht). Das hat als Kind nicht imponiert. Imponiert hat vor allem das Auto.

Inwiefern hat sich dieses Bewusstsein verändert?

Je mehr ich von Politik und Geschichte verstanden habe, desto mehr wurde mir bewusst, dass es ein interessanter und ein wichtiger Job ist. Ich habe schon in meiner Studentenzeit eigene Vorstellungen entwickelt und dann in Feldkirch eine programmatische Rede gehalten, die viel Aufsehen erregt hat. Ich habe damals gesagt, dass Liechtenstein eine eigenständige Aus-senpolitik zu betreiben hat, dass wir raus müssen aus dem Rucksack der Schweiz. Das hat in der Schweiz und darüber hinaus Wellen geworfen, im eigenen Land sowieso.

Die geforderte Loslösung von der Schweiz spricht für ein gesundes Selbstbewusstsein als Liechtensteiner. Waren Sie stolz auf Ihr Land?

Ja. Als ich in Österreich und später im Internat in der Schweiz das Gymnasium besuchte, wo Menschen aus der ganzen Welt waren, gab es Vergleichsmöglichkeiten. Da ist mir bewusst geworden, was in Liechtenstein geleistet wurde, unter anderem, dass wir überhaupt so lange als Kleinstaat überleben konnten. Was keine Selbstverständlichkeit ist, wenn man sich das Schicksal der vielen Staaten betrachtet, die es in den vergangenen drei Jahrhunderten gege-ben hat.

Sie sagten, Sie hätten sich sehr für Archäologie interessiert. Weshalb haben Sie dann in St. Gallen Wirtschaft studiert?

Ich hatte den Wunsch geäußert, Physik oder Archäologie studieren zu dürfen. Mein Vater hat mir nahegelegt, Wirtschaft zu studieren. Das fürstliche Vermögen war damals in einer schwierigen Situation. Die Kosten der Monarchie wurden im Wesentlichen durch Verkäufe von Kunst und Grundbesitz gedeckt, doch das kann man eben nur eine gewisse Zeit durchhalten. Er meinte, ich sollte Wirtschaft studieren und das Vermögen wieder aufbauen. Diese Aufgabe wurde mir quasi in die Wiege gelegt. Mein Vater hat mir den Namen Hans-Adam gegeben, weil Hans Adam I, genannt «der Reiche», ein sehr guter Geschäftsmann war. Fürst Hans Adam I. hatte zu seiner Zeit ein schweres Erbe angetreten.

Waren Sie mit dem Wirtschaftsstudium unglücklich?

Nein, denn es war interessant zu erfahren, welche Wirtschaftspolitik in welchen Staaten erfolgreich ist und welche nicht. Dank des Studiums konnte ich mir den Erfolg Liechtensteins erklären. Das hat mir viel Zuversicht gegeben, weil ich gesehen habe, dass Minderwertigkeitskomplexe fehl am Platze sind.

Ich habe oft gehört, dass nur der Finanzplatz und die Briefmarken den liechtensteinischen Staat tragen. Aber das stimmt einfach nicht. Diese Meinung ist zum Teil von aussen herein getragen und von vielen Leuten hier kritiklos übernommen worden. Das rührt daher, dass es nur wenige gibt, die Praxis und Theorie verbinden können. Doch nur so kann man das Wirtschaftswunder in Liechtenstein verstehen. Die Souveränität des Landes war dabei entscheidend. Mir war klar, dass wir uns aussenpolitisch absichern und um unsere Anerkennung kämpfen müssen, unter anderem mit einer UNO-Mitgliedschaft. Dagegen gab es anfangs grosse Widerstände im Land.

Sie haben das Wirtschaftsstudium also nicht bereut. Haben Sie Ihren Kindern auch dieses Studium empfohlen?

Ich habe meinen Kindern in dieser Frage freie Hand gelassen. Doch ich habe ihnen gesagt, dass ich ihnen ein Studium oder eine Lehre finanziere, damit sie später ihren Lebensunterhalt verdienen können. Ich wollte kein brotloses Studium finanzieren, denn auch ein Erbe kann schnell weg sein. Am Beispiel des Zweiten Weltkrieges und in der jetzigen Wirtschaftskrise kann man sehen, wie schnell grosse Vermögen zerstört werden.

Glauben Sie, dass dieser «Selbstversorger»-Gedanke mit ein Grund ist, dass in Liechtenstein die politisch einflussreiche Monarchie überlebt hat?

Ich glaube, ja. Die liechtensteinische Monarchie ist finanziell unabhängig, die Kosten der Monarchie werden nicht durch den Steuerzahler getragen. In anderen Monarchien entscheidet die politische Oligarchie in Regierung und Parlament über die Kosten und hat damit ein erhebliches Druckmittel in der Hand.

Abgesehen davon haben verschiedene Abstimmungen in der Vergangenheit gezeigt, dass die grosse Mehrheit der Bevölkerung eine politisch einflussreiche Monarchie wünscht. Gemäss der neuen Verfassung hat das liechtensteinische Volk ausserdem jederzeit die Möglichkeit die Monarchie in einer Volksabstimmung mit einfacher Mehrheit abzuschaffen.

Diesen Druck haben Sie nicht, Sie mussten auch lediglich vor der Verfassungsabstimmung einmal einen Wahlkampf führen. Ist das ein Vorteil?

Ja, wenn man nicht direkt von Wählerstimmen abhängig ist, kann man besser auf Missstände aufmerksam machen und ein langfristiges Denken in die Politik einbringen.

Welches Verhältnis haben Sie als Monarch zur Demokratie?

Das Wort Demokratie ist im 20. Jahrhundert ein reines Schlagwort geworden, ohne dass sich die Menschen viel darunter vorstellen können. Die ärgsten Diktaturen haben sich als Demokratien bezeichnet oder tun es noch immer.

Auch die sogenannten repräsentativen oder indirekten Demokratien, bei denen das Volk nur die Möglichkeit hat, irgendwelche Vertreter zu wählen, sind meiner Meinung nach sehr eingeschränkte Demokratien. Echte Demokratien sind in meinen Augen nur jene Staaten, die neben der repräsentativen Demokratie über eine ausgebaute direkte Demokratie verfügen wie die Schweiz oder Liechtenstein. Dort hat der Staat dem Volk zu dienen und nicht das Volk dem Staat.

Allerdings besteht auch in der direkten Demokratie die Gefahr einer Diktatur der Mehrheit. Deshalb ist eine starke und unabhängige Justiz sehr wichtig, um die Rechte von Minderheiten zu schützen, aber auch das ist leider nicht immer ausreichend, denn die Gerichte werden in der Regel von Vertretern der Mehrheit besetzt.

Langfristig wird ein Staat nur dann dem Volk dienen, wenn man das Monopol des Staates auf sein Staatsgebiet aufhebt, so wie dieses in unserer Verfassung verankert ist, wo jede Gemeinde das Recht hat, aus dem Staatsverband auszutreten. Aus der Privatwirtschaft wissen wir, dass ein Dienstleistungsunternehmen, das über ein Monopol verfügt dazu neigt, früher oder später einen überhöhten Preis für einen schlechten Service zu verlangen.

Im Ausland wird das politische System Liechtensteins trotzdem oft als rückständig belächelt. Ist das Modell Liechtenstein zeitgemäss?

Ich habe stets die Überzeugung vertreten, dass das politische Modell in Liechtenstein nicht nur zeitgemäss sondern zukunftsweisend ist. Staaten, die sich auf eine religiöse oder ideologische Legitimation stützen, sind sicher nicht mehr zeitgemäss. Aber auch Staaten, die sich auf die rein repräsentative oder indirekte Demokratie abstützen, werden sich meiner Meinung nach auf Dauer nicht dem wachsenden Wunsch ihrer Bevölkerung entziehen können, nach mehr Mitspracherecht und damit auch nach mehr direkter Demokratie. Die Kluft zwischen Regierenden und Regierten was Wissen und Bildung betrifft, ist in den vergangenen Jahrzehnten immer kleiner geworden.

Die liechtensteinische Verfassung hat wie die schweizerische Verfassung Modellcharakter, was die direkte Demokratie betrifft. Darüber hinaus hat sie Modellcharakter bezüglich des Selbstbestimmungsrechts, der Gerichtsbarkeit oder der demokratischen Legitimation der Monarchie.

Dennoch hat der Bürger nicht viele Wahlmöglichkeiten. Wie stehen Sie zum Zweiparteiensystem? Würden Sie sich eine stärkere dritte Kraft wünschen?

In Liechtenstein hat das Zweiparteiensystem recht gut funktioniert und ich bin mir nicht sicher, ob wir wirklich eine dritte Kraft brauchen. Jedenfalls scheint das Bedürfnis in der Bevölkerung nach einer dritten Kraft nicht sehr gross zu sein. Das hängt sicher auch damit zusammen, dass das Volk über die direkte Demokratie einen starken Einfluss auf die Politik ausüben kann.

Sie sind nicht nur Staatsoberhaupt, sondern auch ein Wirtschaftsexperte. Wie beurteilen Sie die jetzige Krise?

Es handelt sich meiner Meinung nach in erster Linie um ein Staatsversagen auf nationaler und internationaler Ebene und nicht um ein Marktversagen. Es wurde von nationalen und internationalen Behörden, welche die Risiken im Finanzdienstleistungssektor nicht erkannt haben, Eigenkapitalvorschriften sowie Bilanzierungsvorschriften verordnet, welche sehr kompliziert und mangelhaft waren. Die Aufsichtsbehörden, die Revisionsfirmen und das Management haben daraufhin leider in vielen Fällen die Übersicht verloren und versagt.

Hat man international die richtigen Schlüsse aus der Krise gezogen?

Es sieht derzeit nicht danach aus. Es wurde von den grossen Staaten sehr viel Liquidität in den Markt gepumpt. Das führt üblicherweise zu Inflation und zu neuen Spekulationsblasen oder gar zum Staatsbankrott.

Obwohl der Staat bislang relativ glimpflich durch die Krise steuert, scheinen die goldenen Zeiten für den Liechtensteinischen Finanzplatz vorerst vorüber zu sein. Glauben Sie, dass zukünftig wieder Wachstum möglich sein wird, oder wird es für Finanzdienstleister weniger Platz geben?

Der Finanzplatz hat schon einige Rückschläge erlebt und hat sich immer wieder angepasst. Ich gehe davon aus, dass wir die nächsten zwei, drei Jahre eine gewisse Schrumpfung erleben werden, wobei sich der Börsencrash weit negativer ausgewirkt hat als die ganze Steuerdebatte. Von daher sehe ich Chancen. Man muss eben gute Produkte und Qualität bieten.

International wird Liechtenstein nicht erst seit der Steuerdebatte als «Steuroase» gesehen. Finden Sie es moralisch vertretbar, womit in Liechtenstein der Grossteil des Geldes erwirtschaftet wird?

Ja, oder finden Sie vielleicht, dass die liechtensteinische Industrie nicht mehr die deutschen Automobilhersteller beliefern soll, weil deutsche Autos weltweit jedes Jahr viele Verletzte und Tote verursachen? Ist es vielleicht moralisch vertretbar, wenn ein Staat seinen Untertanen, die in der Regel ein geringes Mitspracherecht haben, über 50 Prozent ihres Einkommens durch Steuern und Abgaben wegnimmt?

Das sieht die EU und die USA natürlich anders und erhoffen sich mit dem Fall der sogenannten «Steuroasen» mehr Einnahmen. Was denken Sie, wie wird sich die Situation weiterentwickeln?

Der Druck wird bestimmt zunehmen. Wir können nicht nur davon leben, Steuerflüchtlinge hierher zu holen. Gefragt sind qualitativ hochwertige Leistungen, die wir jetzt schon bieten. Es gibt Kunden, die ganz offiziell hier Gelder anlegen, weil sie den guten Service schätzen. In Sachen Qualität schneiden wir in der Regel recht gut ab im Vergleich mit der Konkurrenz.

Dennoch: Das Bankgeheimnis will man nicht einfach so aufheben. Was sagen Sie den Kritikern dieses Verhaltens?

Gerade Deutschland muss man entgegenhalten, dass wir und die Schweiz mit dem Bankgeheimnis vielen Menschen, besonders Juden, das Leben gerettet haben. Deutschland sollte sich an der eigenen Nase nehmen und an seine Vergangenheit denken. Zum Teil konnten sich die Familien mit dem Geld, das sie in der Schweiz oder Liechtenstein hatten, freikaufen und sich so retten. Das war in kommunistischen Staaten ähnlich, das Bankgeheimnis hat Leben gerettet und rettet auch heute noch Leben. Ich denke dabei an manche Drittweltländer, die teilweise von blutrünstigen Diktaturen regiert werden. Ausserdem haben Deutschland und viele andere Staaten ein unglaubliches Durcheinander mit ihren Staatsfinanzen. Diese müssen sie erst einmal in Ordnung bringen. Dazu sind sie bis jetzt unfähig gewesen. Der Finanzcrash ist im Wesentlichen auf diese erschreckende Unfähigkeit zurückzuführen. Mir wird manchmal vorgeworfen, zu wenig diplomatisch zu sein. Aber ich habe die Erfahrung gemacht, dass solche Leute nur eine klare Sprache verstehen.

Glauben Sie, dass Liechtenstein trotz des Drucks auf den Finanzsektor seinen Wohlstand halten kann?

Wir sind im Vergleich zu anderen Staaten in einer sehr günstigen Situation. Die Voraussetzungen für Kleinstaaten haben sich im Allgemeinen wesentlich verbessert und unsere Wirtschaft ist sehr diversifiziert. Wir haben niedrige Steuern, ein gut funktionierendes Staatswesen und auch die Aufsicht des Finanzplatzes hat relativ gut funktioniert, wir haben keine grossen Schwierigkeiten, unser Staat erwirtschaftet Überschüsse.

Welche Themen gilt es in Liechtenstein in näherer Zukunft anzupacken?

Die Steuerreform und die Reform des Bildungssektors. Beides Reformen, die ich schon ange-regt habe – aber vielleicht war die Zeit damals noch nicht reif. Ich hoffe, es gelingt dem Erbprinzen, diese Reformen zu verwirklichen.